

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Catherine Gaskin
Die Stunde der Wahrheit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I

Später konnte sich Livy nie mehr genau daran erinnern, wie alt sie gewesen war, als sie ihre Mutter zum ersten Mal den Hügel hinauf zu dem großen Haus begleitet hatte. Die Bewohner des Städtchens St. Just am Fuß des Hügels nannten es einfach nur «Das Haus» oder «Das Schloß». Der richtige Name war «Tresillian», nach dem befestigten Turm benannt, der die Landzunge beherrschte, jetzt aber auffällig und daher, wie ihre Mutter sagte, gefährlich war. Unter dem Turm hatte das Meer bedrohliche, strudelnde Buchten in die Küste ausgehöhlt. Dem Turm gegenüber, mehr als eine Meile entfernt und oft von Nebeln verdeckt, lag die andere Landzunge, St. Buryan, die auch zum Tresillian-Besitz gehörte. Sie war öde und menschenleer, obwohl übersät mit Schornsteinen vieler Pumpstationen der stillgelegten Zinnbergwerke, die einstmals Tresillian und einen großen Teil Cornwalls reich gemacht hatten. Dazwischen lagen die berühmten Tresillian-Felsen. Bei Ebbe zeigten sie sich in ihrer ganzen furchteinflößenden Schönheit, gezackte felsige Finger, die himmelwärts wiesen und aus einem trügerischen, sanft heiteren weißen Sandstreifen emporragten. Doch wenn die Flut kam, wurden diese Sandstreifen mit atemloser Geschwindigkeit vom Meer überschwemmt. Der Atlantische Ozean strömte herein, um von diesem Land, das er erst vor wenigen Stunden widerstrebend aufgegeben hatte, wieder Besitz zu ergreifen. Die Wasser zischten und strudelten um die Felsen, einige wurden überschwemmt, von anderen sah man nur noch die Spitzen. Zahllose Schiffe hatten hier ihre Grabstätte gefunden. Zuweilen nach heftigen Stürmen, wenn die Strömung besonders stark gewesen war, wurden die Wracks der Schiffsrümpfe aus dem Sand herausgewaschen, nur um von der nächsten Flutwelle erneut begraben zu wer-

den. Danach gab sich die Bucht wieder von trügerischer Friedlichkeit. Livy liebte und fürchtete diese Felsen zugleich.

Tresillian hatte auch Stallungen und einen großen Garten voller Blumen und Obstbäume. Er war von einer hohen Mauer umgeben, um ihn vor den böartigen Winden zu schützen. Aber diese Mauer verfiel allmählich, und die Dächer einiger Außengebäude waren bereits eingefallen. Der Regen prasselte durch das glaslose Eisengerippe des Treibhauses. Doch Livy liebte das «Schloß» trotz all dieses Verfalls, trotz der beängstigenden Felsen. Was für ein Unterschied zu den engen, steilen Gassen der Stadt, wo sie und ihre Mutter lebten! Sie genoß es, die riesigen Räume zu erforschen, die Staubüberzüge von den massiven Möbelstücken zu ziehen, auf die großen Himmelbetten der Schlafzimmer zu klettern, während ihre Mutter die Fußböden schrubhte. Doch am meisten freute sie sich, wenn ihre Mutter in der Bibliothek saubermachte – das größte Zimmer im Haus. Es reichte über zwei Stockwerke und mußte Tausende von Büchern enthalten. Einige davon waren so alt, daß nicht einmal Livys Mutter sie abstauben durfte. Ihr Vater war zuweilen hierhergekommen und hatte seufzend die Schätze bewundert, aber nie ein Buch ausgeborgt, obwohl niemand es je erfahren hätte. Er hatte die unheilverkündenden feuchten Stellen an der Decke bemerkt und sich Sorgen um die unersetzlichen Werke gemacht.

Livys Phantasie wurde durch Tresillian beflügelt. Eines Tages hatte sie eine schwere, reich bestickte, verblichene Bettdecke wie einen langen Mantel um ihre Schultern geschlungen und war die große Treppe, mit einer Hand auf dem kunstvoll geschnitzten Geländer, hinuntergeschritten und hatte voll tiefstem Ernst vorgegeben, daß sie eine Prinzessin sei, die jahrelang dazu verurteilt gewesen war, auf die Rückkehr ihres Liebsten zu warten. Sie war eine Prinzessin, deren Liebe keine Erfüllung fand. Sie spielte alle Rollen in den Geschichten, die ihr Vater ihr erzählte. Aber er las sie ihr nicht aus einem Buch vor, sondern erzählte sie ihr in seinen eigenen poetischen Worten.

Sie waren allein im Schloß – Livy und ihre Mutter. Der junge Mann, der kürzlich den Titel und Tresillian geerbt hatte, kam wie sein Vater nur selten zu Besuch. Die Bewohner des Städtchens nahmen an, daß der unaufhaltsame Verfall seines Stammsitzes ihn so bedrückte, daß er es vorzog, ihm fernzubleiben. Er lebte von den kärglichen Pachtzinsen seiner Bauern; im übrigen durchstreifte er ruhelos fremde Länder

und schrieb gelegentlich Reiseartikel für Zeitschriften. Er zog jeden Penny von Tresillian ab, um sein Bergsteigen zu finanzieren, und bedauerte vermutlich, daß er die Einnahmen aus den Zinnbergwerken verloren hatte. Livy dagegen bedauerte es in keiner Weise, daß der Erbe Tresillians, Lord Camborne, so selten aufs Schloß kam. Es ermöglichte ihr, weiterhin vorzugeben, daß das Schloß ihr gehörte und sie die Prinzessin war. Ihre Mutter ging fünfmal in der Woche hinauf zum Schloß und putzte und lüftete die vielen Räume nach einem von ihr selbst aufgestellten Plan.

Livys Mutter hatte einen Ortsfremden, einen Engländer, geheiratet, was niemand in St. Just verstehen konnte. Warum hatte sie ihre Tüchtigkeit, ihre Anmut und Schönheit an einen so viel älteren Mann weggeworfen? An einen Mann, der mit einer vom Weltkrieg gaszerstörten Lunge, einer jungen Bulldogge und einem schäbigen Koffer voller Bücher schleppenden Schrittes nach St. Just gekommen war? Freunde von ihm, Künstler, hatten ihn brieflich dazu überredet, des milden Klimas wegen nach Cornwall zu ziehen, und ein billiges Cottage für ihn gefunden. Er besah es sich. Es war zwar sehr klein, aber es hatte einen Garten, geschützt von einer hohen Mauer, wo er ungestört seine Gedichte schreiben konnte. Es gefiel ihm, und er kaufte es.

Einige der Bewohner St. Justs waren empört, einige erstaunt, einige enttäuscht, als Isolde Tregenna den Poeten Oliver Miles heiratete. Sie wußte nur vage, daß sie den Namen einer Legendenprinzessin trug. Sie kam aus einer Fischerfamilie, und der Mann, den sie geheiratet hatte, war ein gebildeter Herr, ein Magister aus Oxford, ein Poet, dessen Gedichte gedruckt wurden, aber sich nur in wenigen Exemplaren verkauften. Ein abgerissener, hohlwangiger, großer Mann mit dunklen Augen, die zuweilen gequält dreinblickten, als erinnere er sich manchmal an mehr, als ihm lieb war. Aber er hatte ein sanftes Lächeln. Die Bewohner von St. Just wußten nicht, daß die Kritiker seine Verse einhellig gelobt hatten; das einzige, was sie wußten, war, daß er eine karge Kriegsversehrtenrente bekam und die Zinsen eines winzigen Einkommens aus dem Erbe seiner Eltern. Bevor er nach St. Just gekommen war, hatte er sich ein kärgliches Zubrot als Korrektor in einem Londoner Verlag verdient und trotz seiner kranken Lungen versucht, neue Gedichte zu schreiben. Aber nach einiger Zeit konnte er in dem Nebel und Rauch Londons nicht mehr atmen, und so hatte er sich wider Willen entschlossen, nach Cornwall zu ziehen,

um klare Luft zu atmen und die milden Winter zu genießen. Kurz vor seiner Abreise hatte er die junge Bulldogge gekauft, die er nicht sehr originell Bully getauft hatte. Nach einem Jahr war sie zu einem kräftigen Tier herangewachsen mit einem scheckigen Fell, einer dunklen Schnauze und hängenden Hautfalten, die ihr ein unendlich trauriges Aussehen gaben. Bully liebte seinen Herrn, und um ihm zu gefallen, liebte er auch dessen Freunde. Die Frauen des Städtchens sagten, der Dichter gebe mehr Geld für die Ernährung seines Hundes als für seine eigene aus. Oliver Miles sah Isolde Tregenna zum ersten Mal, als sie an Bully, der wie ein Wachposten vor dem Cottage saß, die Hälfte der Wurst, die sie aß, verfütterte. Bully stand auf, leckte sich die Lefzen und wedelte mit seinem Stummelschwanz. Oliver Miles erhob sich von seinem Tisch, wo er das Manuskript eines anderen Schriftstellers korrigiert hatte, und sprach sie an. Einige Monate später waren sie verheiratet.

Sie beköstigte seine Freunde, die im Sommer zu Besuch kamen, und leistete ihm in den einsamen Wintertagen Gesellschaft. Sie war schüchtern in Gegenwart seiner intellektuellen Freunde, aber kochte ihnen vorzügliche Mahlzeiten: Fische und Früchte des Meeres, Gemüse von den umliegenden Bauernhöfen und aus ihrem kleinen Garten, der seltene Kräuter hergab, die bei ihren Nachbarn nicht gedeihen wollten. Sie las die Gedichte ihres Ehemannes wieder und wieder und verstand nicht einmal die Hälfte. Sie handelten zumeist vom Krieg und klangen traurig. Und dies sprach das Keltische in ihr an. Sie spürte den Rhythmus, die klingende Melancholie, so wie sie den Rhythmus der See in sich spürte.

Oliver nannte sie Isa, und er liebte sie. Als ihr einziges Kind, eine Tochter, 1931 geboren wurde, drei Jahre nach ihrer Heirat, taufte sie sie Olivia Isolde, aber sie wurde Livy gerufen, weil sie, als sie zu reden anfang, ihren Namen nicht aussprechen konnte. Für Oliver Miles war das Kind wie ein Wunder, von dem zu träumen er nicht einmal gewagt hatte. Seine Frau und seine Tochter riefen starke Beschützerinstinkte in ihm wach, und er sorgte sich um ihre Zukunft.

Er besprach diese Sorgen mit Thea Sedgmore und Herbert Gardiner, seinen beiden engsten Freunden. Thea war eine bekannte, wenn auch umstrittene Bildhauerin, die unter ihrem Mädchennamen arbeitete. Herbert Gardiner seinerseits war ein bekannter Maler. Das Paar hatte einen leicht beschädigten Ruf, da sie erst Jahre nach der Geburt ihrer zwei Kinder auf die Idee gekommen waren zu heiraten. Sie

lebten in einem Haus in der Nähe von Olivers Cottage, aber hatten getrennte Ateliers. Theas blickte auf einen großen, abfallenden, ummauerten Garten, wo ihre größten Skulpturen standen, inmitten von subtropischen Bäumen und Pflanzen, die in Cornwall gedeihen. Es waren Thea und Herbert gewesen, die Oliver Miles gedrängt hatten, nach St. Just zu ziehen.

Im Winter, der diesen Gesprächen folgte, verschlechterte sich Olivers Zustand. Er verbrachte die meiste Zeit vor dem Kaminfeuer. An sonnigen Tagen setzte er sich, von Isa in Decken eingewickelt, in den Garten und sah Livy beim Spielen zu. Manchmal setzte sie sich auf einen Felsbrocken in seine Nähe und hörte den Geschichten zu, die er sich für sie ausdachte. Sie antwortete ihm und spann in ihrer Phantasie seine Geschichten weiter. Ihr Wortschatz war für ihr Alter erstaunlich reichhaltig.

Als Livy fünf Jahre alt war, trat sie für wenig Geld in die von zwei vornehmen alten Jungfern geführte «Dame-Schule» ein, in die sonst kein Kind eines Fischers aufgenommen wurde. Oliver war entzückt zu hören, daß seine Tochter in eine höhere Klasse, als ihrem Alter entsprach, eingestuft wurde. Er hatte ihr bereits das Lesen beigebracht und angefangen, ihr die Grundlagen des Rechnens beizubringen. Andererseits widerstrebte es ihm, die Erziehung seiner Tochter Fremden zu übergeben, denn die Erwerbung von Bildung schien ihm das Wichtigste im Leben. Aber er schickte sie zur Schule, damit sie gleichaltrige Kinder traf, die weniger ungehobelt waren als ihre Tregenna-Vettern und -Kusinen.

Die Zeit kam, wo Oliver sogar an schönen Tagen keine Lust mehr hatte oder zu schwach war, um in das Atelier seiner Freunde zu gehen. Er zog seinen Stuhl näher ans Feuer und griff nur noch selten zur Feder. Er wußte nicht, daß die Gardiners Isas Kohlenkeller aufgefüllt hatten, damit sie alle Zimmer, auch die im ersten Stock, heizen konnte. Mit dem Nachlassen seiner Kräfte wuchsen die Sorgen um seine Frau und seine Tochter. Isa hatte sein Bett nach unten ins Wohnzimmer bringen müssen, weil er es nicht mehr schaffte, die Treppen hinaufzusteigen. Er sagte zu Herbert, der ihm Whisky und Zigaretten brachte, die er – wie beide wußten – eigentlich nicht rauchen sollte: «Ich wünschte, ich hätte noch ein wenig länger zu leben, Herbert. Isa wird sich ohne mich eine Zeitlang verloren fühlen. Aber meine größte Sorge gilt Livy. Ich wünschte, ich könnte mehr für

sie tun. Vorerst ist sie in der Dame-Schule gut aufgehoben, aber in ein paar Jahren wird sie ihr entwachsen sein, und was dann?» Er schämte sich, daß er die Schule des Städtchens nicht gut genug für seine Tochter befand. Aber sie ist ein so liebezendes, aufgewecktes und kluges Kind, dachte er. «Eines Tages», fuhr er fort, «möchte ich, daß sie die Welt außerhalb St. Justs kennenlernt. Ich hatte vor, sie selbst zu unterrichten und sie, wenn sie alt genug ist, nach... sagen wir... Paris zu schicken.» Er schüttelte ungeduldig den Kopf. «Alles nur Träume. Dazu fehlt es uns an Geld.»

Während er mit Herbert sprach, streichelte er geistesabwesend den dunklen Kopf der jungen Katze Tubby, die schnurrend auf seinem Schoß saß.

«Thea und ich werden uns um alles kümmern, Oliver», sagte Herbert. «Mach dir keine Sorgen. Du wirst ja selbst sehen, wie gut alles läuft.»

Oliver war ein wenig beruhigt bei dem Gedanken. Andererseits sagte er sich, daß Thea und Herbert nicht mehr jung waren. Ihre zwei eigenen Kinder waren selbständig und aus dem Haus. Ein heranwachsendes Kind würde ihnen lästig sein und Unruhe in ihr Leben bringen. Aber er war froh, daß es die beiden gab. Livy würde an ihnen einen festen Halt haben, und ihre Gegenwart würde verhindern, daß Livy völlig in Isas Familie aufginge. Er schrieb an seinen Verleger Venables, einen geduligen, freundlichen Mann, der ihn ermutigt und beraten hatte seit den ersten Gedichten, die er nach dem Krieg geschrieben hatte. Dieser antwortete postwendend: «Natürlich werden wir alles tun, was in unseren Kräften steht, lieber Freund, aber Sie werden noch lange unter uns weilen, so daß Sie sich selbst um Ihre Tochter kümmern können.» Oliver wußte, daß dies nicht der Fall war. Er sehnte das Ende des Winters herbei. Vielleicht würde er noch das nächste Frühjahr, vielleicht sogar den folgenden Sommer erleben. Einen weiteren Sommer mit Isa und Livy. Er klammerte sich an diese Hoffnung.

Die ersten Narzissen waren in Cornwall bereits gepflückt und auf die Londoner Märkte geschickt worden, als Oliver starb. Es war ein windiger, regnerischer Tag. Isa hatte den Arzt gerufen, weil Oliver nicht einmal mehr zum Trinken den Kopf heben konnte. Aber sie wußte, auch der Arzt konnte nicht mehr helfen. «Es tut mir leid, Mrs. Miles, aber er hat länger gelebt, als ich angenommen hatte. Er lebte Ihret- und Livys wegen.»

Die *Times* veröffentlichte einen langen Nachruf, und Telegramme und Briefe trafen ein von Leuten, die Isa völlig unbekannt waren. Thea und Herbert übernahmen die Beantwortung der Beileidsschreiben. Olivers Verleger machte die lange Reise von London nach Cornwall, um an der Beerdigung teilzunehmen. Viele Bewohner des Städtchens schlossen sich dem Beerdigungszug zu der anglikanischen Kirche auf der Hügelkuppe an. Sie hatten den Poeten gemocht, obwohl er nicht einer der Ihren, sondern ein Fremder gewesen war.

Nach der Beerdigung nahm Isa ihre Arbeit im Schloß wieder auf. Das wenige Geld, das sie dafür bekam, war jetzt wichtiger als je zuvor. Sie wollte die Hilfe, die die Gardiners ihr angeboten hatten, keinesfalls in Anspruch nehmen. Nur im Notfall, wenn Livy dringend etwas bräuchte, würde sie sich helfen lassen. Nach Olivers Tod hatte man ihr seine Lebensversicherung ausgezahlt. Es war nur eine kleine Summe, aber die größte, die Isa je in ihrem Leben in der Hand gehabt hatte. Man sagte ihr, daß das winzige Einkommen aus den Aktien, die er von seinen Eltern geerbt hatte, von nun an an sie ginge. Irgendwie würde sie schon auskommen! Sie war froh über ihre Arbeit im Schloß, denn sie lenkte sie von ihrem Kummer ab. Sie wünschte nur, sie wäre anstrengender und ermüdender, so daß sie abends erschöpft genug wäre, um einschlafen zu können. Sie war tief verzweifelt über ihren Verlust, und abends, wenn sie wußte, daß Livy schlief, ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Sie fühlte sich für Oliver Miles' Kind mehr verantwortlich, als sie es für das Kind eines Mannes aus ihren eigenen Kreisen getan hätte. Sie wußte, wie stolz er auf Livy gewesen war und wieviel Hoffnung er auf sie gesetzt hatte. Aber alles, was sie im Moment tun konnte, war, Livys Kummer über den Tod ihres Vaters zu lindern. Livy ging willig und gerne zur Schule, weil sie wußte, daß ihr Vater das gewünscht hätte, aber in ihren freien Stunden saß sie in der Gesellschaft von Bully und Tubby teilnahmslos in dem kleinen Garten auf dem weißgewaschenen Felsbrocken neben der Bank, auf der ihr Vater immer gesessen und ausgiebig mit ihr gesprochen hatte. Isa fragte sich, was sie dem Kind beibringen konnte, außer Kochen, Nähen und Gärtnern. Der Verlust ihres Mannes wog doppelt schwer wegen all dem, was das Kind an ihm verloren hatte.

Im Frühjahr erhielt sie die Nachricht, daß der junge Erbe von Tresillian, Lord Camborne, bei einer Bergbesteigung in Neuseeland abgestürzt sei. Isa machte sich die größten Sorgen. Man schrieb das

Jahr 1937, und in der Stadt meldeten sich für jede angebotene Arbeit sechs Frauen. Livys wegen konnte sie sich nicht woanders eine Stellung suchen. Die Bewohner von St. Just versuchten, sich an den Vetter zu erinnern, dem das Erbe zugefallen war, da Lord Camborne nicht verheiratet gewesen war und daher keine direkten Erben hatte. Aber niemand war sich sicher, ob der neue Lord Camborne Tresillian überhaupt je besucht hatte.

Isa fiel ein Stein vom Herzen, als sie von Cambornes Rechtsanwalt erfuhr, daß der Erbe und seine Familie vorhatten, im Sommer einige Wochen in Tresillian zu verbringen. Zwei Kusinen von Isa wurden für die Zeit dieses Besuches eingestellt, um das Haus zu putzen und zu säubern, und einige zaghafte Versuche wurden unternommen, den verwilderten Garten etwas in Ordnung zu bringen und Gemüsebeete anzulegen, um die Tafel des Lords anzureichern. Aber Geld sei nicht viel vorhanden, hatte der Rechtsanwalt gewarnt. Er beauftragte zwei junge Männer, den Garten umzugraben, und einen alten Mann, um ihn instand zu halten. Er ordnete ebenfalls an, daß einige zerbrochene Fensterscheiben ersetzt wurden, die Schäden am Dach allerdings konnte er wegen Geldmangels nicht beheben. «Ich kann, bevor ich Lord Camborne nicht persönlich gesprochen habe», erklärte er Isa, «keine weiteren Anweisungen geben. Aber ich fürchte, auch dann werden die Mittel nicht verfügbar sein, um selbst die dringendsten Reparaturen auszuführen. Das Einkommen von Tresillian ist mager genug, und der jüngst verstorbene Lord Camborne sowie sein Vater haben keinen Heller auf den Besitz verwandt. Und nach meiner Meinung wird sich diese Situation mit dem neuen Eigentümer nicht ändern.»

Ende Mai packte Isa einige Kleider, die Gedichtbände ihres Mannes und Livys Lieblingsbücher in ihren Koffer, schloß ihr Häuschen ab und zog mit Hund, Katze und Kind im Schloß ein.

2

Die beiden Frauen erinnerten sich bis an ihr Lebensende an jede Einzelheit ihres ersten Treffens. Es fand an einem Spätnachmittag im November 1930 statt. Die Dämmerung senkte sich über den St. James's Park. Es hatte geregnet, und kalte Tropfen schienen noch in der Luft zu hängen. Nebelschwaden verwischten die Konturen des Buckingham Palace, die Straßenlaternen flammten auf. Dena Penrose stand auf der Brücke über dem Teich und beobachtete die Enten, die ihren nächtlichen Ruheplätzen zustrebten. Sie trieben leicht und graziös dahin, und sie wünschte, auch sie könnte sich so treiben lassen. Sie seufzte, sie war müder, als sie gedacht hatte. Und sie mußte noch bis ans Ende des Birdcage Walk gehen, um ein Taxi zu erwischen. Sie fröstelte ein wenig. Es war kälter geworden. Sie holte tief Luft und machte sich auf den Weg.

«Hallo!» sagte eine Frauenstimme dicht neben ihr. Sie hatte die Frau nicht bemerkt. Ein leises Lachen folgte auf den Ausruf. Einen Augenblick lang starrten die beiden sich an. Dann lachte auch Dena.

«Vermutlich sehen wir komisch aus», sagte sie. Die andere Frau, eingehüllt in einen Pelzmantel, konnte so wenig wie sie in ihrem Stoffmantel den geschwollenen Leib verbergen. Sie waren beide hochschwanger. «Sie haben sicherlich auch», fügte sie hinzu, «den Rat Ihres Arztes befolgt, Spaziergänge zu machen. Ist es nicht lästig... ich meine dieses Warten?»

«Wann?» fragte die Fremde.

«Nächsten Monat.»

«Das gleiche bei mir.» Mit den wenigen Worten, die sie gesprochen hatte, hatte sie ihre amerikanische Herkunft verraten. Sie war groß und trug eine schicke Pelzkappe auf ihrem dunkelblonden Haar.

Sie war nicht klassisch schön, aber sogar in der Dämmerung sah Dena, daß ihre Züge edel gemeißelt waren und ihre Augen weit auseinander standen.

«Ich fürchte», sagte Dena, «ich habe mich ein wenig übernommen. Ich muß ein Taxi finden, aber das bekomme ich erst in Knightsbridge, und bis dahin ist es verdammt weit.» Beide bemerkten gleichzeitig, daß die gemütlich daherschleudernden Spaziergänger plötzlich zu einer hastig eilenden Menge angeschwollen waren, die alle nach Haus drängten. Es war Büroschluß.

«Ein Taxi um diese Zeit ist nicht leicht zu bekommen», sagte die Frau. Sie zögerte einen Moment lang und musterte Dena nachdenklich. Dann sagte sie: «Warten Sie, bis der Stoßverkehr sich gelegt hat, und trinken Sie eine Tasse Tee bei mir. Ich wohne ganz in der Nähe.»

Die Stimme hatte einen warmherzigen, ja fast bittenden Klang, der Dena irgendwie ansprach, und die Frau war ihr, ohne daß sie wußte, warum, gleich sympathisch gewesen.

«Ja, vielen Dank», sagte Dena. «Ich nehme das Angebot gerne an. Niemand erwartet mich... im Moment... bei mir zu Hause.»

«Nun, ausgezeichnet. Ich heiße Ginny Clayton.» Die Frau nahm Denas Arm und führte sie sanft ans Ende der Brücke. Sie war etwas größer als Dena und wirkte fast wie eine Beschützerin. Dena vermutete, daß sie ungefähr gleichaltrig waren, und dennoch benahm sich diese Fremde, als ob sie, Dena, ein Kind sei, das Hilfe brauchte. Sie gingen jetzt verhältnismäßig schnell auf die Mall zu, und die Fremde hielt mit einer energischen Handbewegung den Verkehr an. Etwas, das Dena nie zu tun gewagt hätte. «Also, zu irgend etwas muß unser Zustand schließlich gut sein, besonders da wir auch noch zu zweit sind. Sehen Sie die Schlagzeilen vor sich? <Zwei schwangere Mütter starben unter den Rädern des Wagens des Marineministers?>»

Dena kicherte und dachte: Diese Ginny Clayton ist daran gewöhnt, ihren Willen durchzusetzen. Aber nicht etwa weil sie herrschsüchtig ist. Es scheint ihr angeboren zu sein. «Ich heiße Geraldine Penrose, allgemein Dena genannt. Ich habe natürlich gleich bemerkt, daß Sie Amerikanerin sind. Eine Engländerin hätte mich nie angesprochen, geschweige zum Tee eingeladen.»

«Den Menschen entgeht so viel durch Zurückhaltung. Sie sahen so verloren und verfroren aus, und die Enten schienen Sie auch nicht sehr zu interessieren. Es ist halt eher langweilig, schwanger zu sein, besonders in den letzten Monaten. Ist das Ihr erstes?»